

■ Claudia Ried

Ein Museum ohne Sammlung

Neue Wege im Jüdischen Museum München

90

Die Idee, ein Jüdisches Museum in München zu gründen, reicht bis in die 1920er Jahre zurück. Allerdings verhinderten in der Folge die Nationalsozialisten deren Umsetzung und zerstörten wahrscheinlich während des Pogroms vom 9./10. November 1938 zahlreiche für die Ausstellung vorgesehene Objekte. Auch nach dem Krieg erwies sich die Gründung eines Jüdischen Museums jahrzehntelang als äußerst schwierig, da nicht zuletzt der politische Wille fehlte. Erst 1989 realisierte der Kunsthändler Richard Grimm in ersten Ansätzen das Projekt, als er in einer 28 Quadratmeter großen Wohnung in der Maximilianstraße ein privat getragenes Jüdisches Museum eröffnete. Die kleine Ausstellung erkämpfte sich einen anerkannten Platz in der Münchener Museumslandschaft, musste jedoch

aus finanziellen Gründen nach zehn Jahren wieder aufgelöst werden. Die Israelitische Kultusgemeinde München übernahm daraufhin die Sammlung Grimms und stellte sie, unterstützt von der Landeshauptstadt, übergangsweise in größeren Räumen in der Reichenbachstraße aus. Im Zuge der Neugestaltung des St. Jakob-Platzes konnte schließlich am 22. März 2007 die Eröffnung des nun vollständig unter städtischer Trägerschaft stehenden Jüdischen Museums München gefeiert werden.¹ Als Teil des architektonischen Ensembles neben Synagoge und Jüdischem Gemeindezentrum erhielt das Jüdische Museum damit erstmals einen Platz, der seiner Bedeutung für die Stadtgeschichte angemessen ist. Zudem konnte mit Bernhard Purin ein erfahrener Gründungsdirektor gewonnen werden, der bereit war, angesichts der Herausforderung, die eine Museumskonzeption ohne nennenswerte Sammlung darstellt, neue und innovative Wege zu beschreiten.

Das kubisch gebaute Museum empfängt seine Besucher im hellen, mit breiten Fensterfronten ausgestatteten Erdgeschoss. Dort



Abb 1: Mitten im Herzen der Stadt neben Synagoge und jüdischem Gemeindezentrum befindet sich das Jüdische Museum München. Eigenes Foto



Abb. 2: In direkter Nachbarschaft zur St. Jakobskirche lädt die Freifläche vor dem Jüdischen Museum zum Verweilen ein. Eigenes Foto

befinden sich neben der Kasse auch ein Café sowie eine Buchhandlung, die zum Verweilen einladen. Die klare Gliederung, die übersichtliche Aufteilung der Ausstellungsräume sowie die durchweg gute Wegweisung erleichtern die Orientierung im insgesamt viergeschossigen Haus, das für Rollstuhlfahrer zugänglich ist.

Die im Untergeschoss befindliche Dauerausstellung erstreckt sich über einen fensterlosen, L-förmigen Raum mit einer Größe von etwa 300 Quadratmetern und beinhaltet insgesamt sieben Stationen. Bereits bei der ersten Installation realisiert der Besucher das Ungewöhnliche der Ausstellung, erwarten ihn doch keine klassischen Objekte, sondern Stimmen. Über mehrere, an Decke und Wand angebrachte Hörstationen hinweg beschreiben Menschen ihre Ankunft in München sowie die ersten Eindrücke und Gründe, die sie vorübergehend oder langfristig in die Stadt führten. Der zeitliche Bogen der Berichte spannt sich dabei von vorgelesenen Auf-

zeichnungen fränkischer und schwäbischer Juden, die im 18. Jahrhundert als Hoffaktoren in die Stadt gelangten, über Interviewausschnitte mit *displaced persons*, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg in München wiederfanden, bis hin zu Berichten von Juden aus dem osteuropäischen Raum, die vor allem seit den 1990er Jahren nach München kamen. Über kleine Monitore werden dem Besucher biographische Eckdaten der vorgestellten Personen geliefert und so die Vielfalt jüdischen Lebens verdeutlicht, die München Jahrhunderte lang auszeichnete und heute aufgrund der deutlich angewachsenen Israelitischen Kultusgemeinde erneut prägt. So erzählt beispielsweise der 1985 von Israel nach München gekommene Dov Rattan von seinen anfänglichen Bedenken, als Stipendiat nach Deutschland zu gehen, und beschreibt, wie integriert er sich heute in München fühlt. Seine Beobachtung, dass das Judentum in Deutschland überwiegend als etwas Museales wahrgenommen wurde und wird, erfährt durch die Installation

eine performative Kontrastierung, da die Unmittelbarkeit des gesprochenen Worts eine durchaus nicht museale Lebendigkeit vermittelt. Die Menschen, die in München lebten und leben, treten durch die akustische Präsentation in den Vordergrund und fesseln die Aufmerksamkeit der Besucher.

Die nächsten beiden Stationen des Museums bilden eine komplementäre Einheit. Sie verbinden anhand eines als Teppich in den Boden eingelassenen überdimensionalen Stadtplans ausgewählte Orte in München, deren Geschichten über Bild und Text erschlossen werden können. Dies geschieht durch achtzehn kleine, auf dem Stadtplan aufgezeichnete, nummerierte Quadrate sowie dazugehörige, am Rand stehende und mit Texten versehene so genannte Stadtzeichen. Ordnet der Besucher ein Stadtzeichen dem richtigen Quadrat auf dem Stadtplan zu, leuchtet schließlich ein zu Ort und Situation passendes Foto an der Wand auf. Wer sich zum Beispiel für das Nymphenburger Schloss auf dem Plan entscheidet, kann sich bei richtiger Zuordnung nicht nur anhand des Stadtzeichens über den Entstehungszusammenhang des in der dortigen Schönheitengalerie hängenden Portraits der Nannette Kaula aus dem Jahr 1829 informieren, sondern zugleich eine Aufnahme davon an der Wand betrachten. Die Interaktivität dieser Stationen überzeugt, zumal es jedem Besucher selbst überlassen ist, mit welchen und wie vielen Orten er sich auseinandersetzen möchte. Die beiden Installationen ermöglichen auf spielerische Weise, jüdische Geschichte und Gegenwart als integrale Bestandteile der Geschichte und Gegenwart der Stadt München zu erfahren.

Auch der nächste Themenkomplex »Rituale« wird durch eine originelle Installation zugänglich gemacht. Hinter einer Schattenwand verbergen sich sieben Ritualgegenstände. Die wenigen historischen Ausstellungsobjekte stammen aus der Zeit vor 1933 und verdeutlichen den Bruch, den die Vertreibung und Ermordung ihrer Mitglieder durch die Nationalsozialisten für

die Israelitische Kultusgemeinde bedeutete, handelt es sich doch um rein zufällig überlieferte Objekte wie einen Chanukkaleuchter oder ein Schofar, über deren ehemalige Besitzer kaum mehr etwas in Erfahrung gebracht werden konnte. Die Ritualgegenstände mussten von den Menschen zurückgelassen werden, entgingen der Zerstörung durch die Nationalsozialisten und wurden dadurch zu musealen Kleinoden. Spätestens an dieser Station erweisen sich die auf der Internetseite des Jüdischen Museums etwas bescheiden angekündigten »[k]urze[n] Impulsführungen der Besucherbetreuerinnen und Besucherbetreuer«² als ausgesprochen gewinnbringend. Im Rahmen der Kurzführungen, denen sich jeder Besucher einfach und unkompliziert anschließen kann, erläutern die sehr gut ausgebildeten Museumsmitarbeiter den Verwendungszweck sowie die Benutzung der erhaltenen Judaica und laden zu Fragen ein, die sie wiederum ausführlich und fachkundig beantworten. Zusätzlich können die Gäste Nachbildungen der Ritualgegenstände anfassen und deren Funktionen auf diese Weise besser begreifen. So kann beispielsweise eine Miniatur-Torarolle ausgerollt werden, was sowohl Kindern als auch Erwachsenen eine plastische Vorstellung der Ausmaße des Originals vermittelt. Daneben spricht der Wohlgeruch der Gewürzbüchse, die über das Ende des Sabbats hinwegtrösten soll, die olfaktorische Wahrnehmung der Besucher an. Die Ratsche, die während des Purimfestes benutzt wird, bezieht den auditiven Sinn mit ein. Gegenstände, die sich normalerweise hinter dickem Vitrinenglas verbergen, können angefasst, ausprobiert und erforscht werden. Die verschiedene Sinne ansprechende Konzeption hilft, das Wahrgenommene längerfristig im Gedächtnis zu behalten.

Die fünfte Installation besteht aus einer Zeitleiste, die mit der Nennung eines »Abraham aus Municha« als erstem Münchener Juden in einer Regensburger Urkunde aus dem Jahr 1229 beginnt. Daran schließen

sich in deutscher und englischer Sprache die in den folgenden Jahrhunderten für die jüdische Geschichte in München wichtigen Ereignisse und Gegebenheiten bis zur Gegenwart an. Die Zeitleiste verdeutlicht die lange Geschichte von Juden in München, aber auch die zahlreichen Übergriffe und Vertreibungen. Obgleich das Museum keinen Anspruch auf eine vollständige chronologische Darstellung erhebt, scheinen manche Erläuterungen allerdings etwas zu reduziert.

Die im Judentum mit besonderer Bedeutung verbundene Zahl Sieben durchzieht die gesamte Ausstellung und findet sich auch in der (sechsten) Installation »Sachen« wieder. Auf den ersten Blick erscheint die dort getroffene Auswahl der Exponate – die Mitarbeiter des Museums haben ihre Lieblingsobjekte ausgewählt – etwas ungewöhnlich, die Umsetzung ist jedoch sehr gelungen. Die in großen Standvitrinen untergebrachten »Sieben Sachen« wie beispielsweise das Gemälde *Ghettomädchen* von Stanislaus Bender oder ein 1887 zur Eröffnung der Münchner Hauptsynagoge gestifteter Toramantel, bieten auf der einen Seite die üblichen museologischen Beschreibungen, auf der anderen aber auch exzellent formulierte Essays der Mitarbeiter, in denen diese begründen, weshalb sie sich für die nun ausgestellten Objekte entschieden haben. Diese Präsentation vermittelt den Besuchern einen interessanten Einblick in die Arbeit und die Entscheidungsfindung der Mitarbeiter bei der Gestaltung der Installation. Gleichzeitig verweisen die Auswahlkriterien auch auf die Zufälligkeit, die den erhaltenen Bestand kennzeichnet. Die getroffenen Entscheidungen erscheinen vor diesem Hintergrund als konsequent, indem sie einen schlaglichtartigen Eindruck jüdischer Geschichte und Kultur in München geben, ohne wesentliche Bestandteile zu vernachlässigen.

Ebenso überraschend wie der Anfang der Dauerausstellung fällt auch ihr Ende aus, ein Comic des amerikanischen Zeichners

Jordan B. Gorfinkel. Der Künstler erzählt in seiner Bildergeschichte von der Reise des Holocaust-Überlebenden Sejde, der auf Einladung der Stadt München gemeinsam mit seinem Freund Bernie erstmals wieder in die Stadt seiner Kindheit reist. Dabei greift Gorfinkel mehrere Themen auf, deren Komplexität er den Besuchern humoristisch unaufgeregt, gerade hierdurch aber auch in spannungsgeladener und teilweise drastischer Deutlichkeit vermittelt und damit einen adäquaten Schlusspunkt für die Ausstellung schafft.

In den beiden oberen Etagen des Museums werden darüber hinaus in regelmäßigen Abständen sehenswerte Sonderausstellungen präsentiert, die einen Besuch auch für diejenigen lohnenswert machen, denen die Dauerausstellung bereits bekannt ist. Zudem bietet das Jüdische Museum zwei weitere Besonderheiten für seine Gäste an. Im zweiten Obergeschoss befindet sich ein sehr gut sortierter Leseraum, in dem Besucher die Möglichkeit haben, jüdische Wochen- und Monatszeitschriften zu lesen sowie sich anhand zahlreicher Sammelbände und Monographien über die unterschiedlichsten Themen zu informieren. Allgemeine Bände zur jüdischen Geschichte in Deutschland und Bayern sowie ortsgeschichtliche Arbeiten wecken die Neugier und laden zum Blättern und Lesen ein. Zudem steht für Interessierte eine Talmudausgabe bereit.

Im ersten Obergeschoss ist als zweites Angebot ein interaktiver Studienbereich eingerichtet, der allen Besuchern offen steht und ebenso wie der Leseraum in die Sonderausstellungsfläche integriert ist. An mehreren PCs können drei digitale Ausstellungen beispielsweise über das Schicksal einer Münchener Familie während der Shoa oder über die Münchener Synagogen, ihre Rabbiner und Kantoren abgerufen werden. Zudem wird die Hörstation der Dauerausstellung ergänzt durch die verfilmten Zeitzeugeninterviews in voller Länge.

Mit dem Jüdischen Museum verfügt die Stadt München zweifellos über ein in meh-



Abb. 3: Durch die offene Gestaltung des Foyers fühlt sich der Besucher im Jüdischen Museum von Beginn an wohl und willkommen. Eigenes Foto

rerer Hinsicht herausragendes Museum. Aus der Not einer fehlenden Sammlung ist hier eine Tugend gemacht und so ein Museum geschaffen worden, das, obwohl es sich mit Geschichte beschäftigt, seiner Zeit weit voraus ist.

Das Jüdische Museum ist, nicht nur aufgrund des familienfreundlichen Cafés, ein Ort der Begegnung und Lebendigkeit jenseits angestrenzter Phrasenhaftigkeit. Die Besucher werden in ihrer Mündigkeit ernst genommen, indem ihnen die einzelnen Installationen und Angebote ausreichend Raum zur selbständigen Entfaltung lassen. Die Konzeption der Ausstellung wird ihnen transparent dargelegt, bei Unklarheiten oder Fragen stehen ihnen jederzeit zuvorkommende und fundiert ausgebildete Museumsmitarbeiter zur Seite. Sie holen die Besucher an ihrem jeweiligen (Wissens-) Standort ab, begleiten sie in unaufdringlicher Weise ein Stück auf ihrem Weg durch die Ausstellung und geben weiterführende Informationen zu Fragen, die sich durch die

Installationen stellen. Durch diese Form der Kommunikation kommen die Besucher auch untereinander leicht ins Gespräch und haben die Möglichkeit zum Austausch.

Das Jüdische Museum versteht sich weder als Holocaustmuseum noch als Shoah-Gedenkstätte; gleichwohl wird den Museumsbesuchern gerade wegen des weitgehenden Fehlens historischer Ausstellungsstücke auf eindringliche Weise die große Lücke bewusst, die die Zeit des Nationalsozialismus gerissen hat. Nicht mit erhobenem Zeigefinger, sondern mit viel Einfallsreichtum und Einfühlungsvermögen vermitteln Purin und sein Team jüdische Geschichte und Kultur, ohne diese von der Gegenwart zu lösen.

Die auf den ersten Blick minimalistische und reduzierte Präsentation der Ausstellung erweist sich bei einem Besuch als vielschichtig, facettenreich, reflektiert und klug gemacht. Der Mut, neue und ungewöhnliche Wege der Wissensvermittlung einzuschlagen – erinnert sei hier nur an den



Abb. 4: Blick aus dem Erdgeschoss des Museums auf den Sankt-Jakobs-Platz mit Synagoge. Eigenes Foto

Comic – hat sich zweifellos gelohnt. Nicht nur für Münchener ist ein Besuch daher äußerst empfehlenswert.

Anmerkung

- 1 Bernhard Purin, Ein Jüdisches Museum für München, in: Jutta Fleckenstein/Bernhard Purin (Hg.), Jüdisches Museum München, München 2007, S. 13–21, hier S. 13–15.
- 2 Näheres unter: www.juedisches-museum-muenchen.de/cms/index.php?id=188&L=0, letzter Zugriff am 7.8.2010.